



Feierabend



Das Attentat.

Von Henry D'Hara.

Der Direktor räfelte sich in seinem Mantel, flammte sich eine Zigarette an, räusperte sich einigemal und sprach:

„Ich kann mich also auf Euch verlassen?“

Umberto Bianchini, der nächst Reinhardt größte Regisseur des Kontinents, rückte das Taburet näher, sah sich vorsichtig um, ob auch niemand lauschte, und sagte:

„Alles in Ordnung!“

Nach einer kurzen Atempause nahm der Diktator den Dialog wieder auf.

„Informieren Sie mich, lieber Freund, über das Arrangement.“

Umberto Bianchini schloß die Aktentasche auf, die vor ihm auf dem Sekretär lag, kramte darin herum und präsentierte schließlich den mit „Arbeitsprogramm“ überschriebenen Akt. Bianchini ließ sein tenorales Organ hören:

„Die Direktion des Theaters wird punkt 6 Uhr verständigt, daß der Ministerpräsident die Absicht habe, der heutigen Galavorstellung anzuwohnen...“

„In Ordnung!“ ergänzte der Diktator. Der große Regisseur nahm die Lektüre wieder auf.

„Die Direktion des Theaters wird angewiesen, die notwendigen Sicherheitsmaßnahmen vorzunehmen, um den Ministerpräsidenten vor allfälligen Anschlägen zu bewahren. Die Direktion garantiert den Schutz der geheiligten Person des Ministerpräsidenten.“

Der Diktator nickte hoheitsvoll.

Punkt 7 Uhr fährt das Auto vor, um den Ministerpräsidenten ins Theater abzuholen...“

Der Diktator nickte abermals. Bianchini lächelte devot.

„Längs der Hauptstraße wird Polizei und Militär postiert, denen die Aufgabe obliegt, den Weg vom Palast des Ministerpräsidenten bis zum Theatergebäude von verdächtigen Elementen zu säubern...“

Der Diktator tat sichtlich gelangweilt, während Bianchini sein Programm entwidelte.

„Während das Auto durch die Hauptstraße rollt, tritt ein junger Mann aus der dichtgedrängten Menge hervor, ruft: „Nieder die Tyrannen!“, und feuert drei Schüsse gegen das Auto des Ministerpräsidenten ab, um sonach in der dichtgedrängten Menge wieder

unterzutauken. Die aufgebotene Polizei wird trotz eifriger Recherchen des Attentäters nicht habhaft. Der Ministerpräsident dankt hierauf Gott, dem Allmächtigen, kniet auf offener Straße nieder, umrauscht von frenetischen Ovationen und spricht mit innerer Ergriffenheit: „Zum drittenmal mißlingt ein Anschlag, der mich aus dem Leben schaffen, in Wahrheit aber mein Volk und mein Vaterland, die ich mit flammendem Herzen liebe und immer lieben will, inniger, größer und opferwilliger als mich selbst. (Beifall.) Gott der Allmächtige, der über uns allen thront, weiß, daß ich einer heiligen Mission Kämpfer und Diener bin. (Erneuter Beifall.) Ihm danke ich diese wunderbare Rettung!“ (Nicht endenwollender Beifall.)

Der Diktator winkte ab. Umberto Bianchini, der große Regisseur sah auf.

„Ich wünsche, daß, während ich diese Worte sage, das Volk auf die Knie sinkt und auf offener Straße ein tiefenpfundenes Dankgebet spricht. Ich glaube, das wäre — dramaturgisch gesprochen — äußerst effektiv und gäbe dem ganzen Arrangement einen unsagbar weisevollen Anblick, nicht wahr?“

Umberto Bianchini lächelte wieder devot.

„Verzeihung — aber diese Nuance habe ich obnehin in meine Dispositionen aufgenommen. Ich glaube bloß, daß sie beim nächsten Satz, der sozusagen historische Bedeutung in sich trägt und insbesondere in den Extras der heutigen Abendblätter, die Punkt 8 Uhr erscheinen werden, plastisch herausgearbeitet sein wird, angebracht wäre; ich meine nämlich folgende Worte: „Indem der Anschlag auf mich mißlang, mißlang auch der Anschlag auf mein teures Volk, auf mein teures Vaterland. (Wivatrufe.) Indem Gott mich vor einem schmachvollen Untergang bewahrte, bewahrte der Allmächtige auch mein teures Volk, mein teures Vaterland vor einem schmachvollen Untergang! Vivat! (Erneute Wivatrufe. Das Volk sinkt auf die Knie und spricht ein lautes Dankgebet)...“

„Auch gut!“ sagte der Diktator und flammte sich eine neue Zigarette an. „Also Punkt 8 Uhr erscheinen die Extras der Abendblätter mit spaltenlangen Berichten über das mißlungene Attentat?“

Bianchini nickte.

„Aber wie ist das mit dem Attentäter? Der flieht also? Ist der Mann verlässlich?“

„Absolut verlässlich. Ein Jugendfreund meiner Frau, dem sein Vaterland teuer ist. Ich habe ihm einen Scheck auf 5000 Pfund Sterling garantiert. Voraussetzung ist natürlich, daß alles klappt...“

„5000 Pfund Sterling? Ein teurer Patriot! Ihre Arrangements kommen im Jahr auf zirka 60.000 Pfund Sterling. Glauben Sie nicht, daß das ein bißchen viel ist, lieber Freund?“

„60.000 Pfund Sterling, das macht allerdings 5000 Pfund pro Attentat, ein Dutzend als Basis angenommen. Aber die nach solchen Anschlägen sturmflutähnlich anwachsende Popularität, dieser Begeisterungsmel, dieser ganze Klamaut, der darauf folgt, ist mit Geld nicht aufzuwiegen. Und das, glaube ich, gibt den Ausschlag...“

„Sie mögen recht haben. Aber was profitieren Sie an diesem Geschäft, lieber Freund?“

„Gott soll mich strafen...“

„Sie wissen ganz genau, daß Gott nicht straft, wenn man nicht will...“

„Ich hab' bloß die Sorge um das Gelingen — und die ganze Verantwortung, glauben Sie mir!“

„Sie sind also ein hundertprozentiger Patriot. Man wird Ihre Hingabe höheren Ortes lohnen...“

„Aber damit ich Sie informiere: Die Menge, in der der Attentäter sofort nach dem Anschlag untertaucht und die sozusagen die vorgetäuschte Flucht möglich machen soll, rekrutiert sich aus der Edelkompanerie der „Klarus-Film-Co.“

„Das kostet also wieder Geld!“

Garantiert aber die Unausfälligkeit meines Arrangements. Die Leute haben diese Szene bis ins Detail probiert. Ausgezeichnet das Chaos, das sie nach dem Anschlag heraufbeschwören, um das Entkommen des Attentäters unauffällig zu machen. Die an diesem Punkte konzentrierte Polizei ist angewiesen, alles aufzubieten, um die Verwirrung zu vergrößern.“

„Jetzt noch eines. Was ist's mit den Leitartikeln? Sind die fertig?“

Bianchini lächelte.

„Fertig?“ Die sind längst im Satz. Hier die Bürstenabzüge. Die „Abendpost“ bringt einen Dreispalter. Der Titel ist: „Gott ist mit uns!“ „Journal“ zitiert den Wortlaut

Ihrer Ansprache auf offener Straße. Sie müssen sich also stritt an das Manuskript halten, damit kein Widerspruch zwischen dem Wortlaut Ihrer Ansprache und dem des Berichtes wahrgenommen wird...

„Ich weiß! Zudem der Anschlag auf mich mißlang, mißlang auch der Anschlag auf mein teures Volk... Und so weiter...“

„Sie sind ein ganz ausgezeichnete Mne-motechniker...“ „Telegraph“ bringt eine aufschlußreiche Betrachtung über die innerpolitische Situation, die das Attentat heraufbeschworen hat. Mit einem Wort, die Presse ist informiert.“

„Schön! Aber jetzt das Wichtigste! Was soll ich heute abends anziehen?“

„Ein altes Sprichwort sagt: Man soll in Schönheit sterben! Ich rate also, die Paradeuniform. Erstens paßt Sie Ihnen ausgezeichnet, zweitens ist die Wirkung größer und faszinierender, wenn der Anschlag, sozusagen dem Mann im Dienste des Staates gilt, und drittens macht sich der Dankgottesdienst auf offener Straße effektvoller, wenn der wie durch ein Wunder dem Tode entronnene Staatsmann in der Paradeuniform

inmitten seines Volkes auf die Knie nieder-sinkt...“

„Sie haben recht, lieber Freund! Ich will die Paradeuniform anziehen...“

Damit war Umberto Bianchini, der große Regisseur, entlassen.

Punkt sieben Uhr fuhr das Auto vor.

Aber der Diktator lag völlig apathisch auf seiner Ottomane und röchelte:

„Gieber Bianchini, Sie müssen die ganze Geschichte abdisponieren. Ich kann nicht. Mir ist hunds miserabel!“

„Was ist denn passiert?“ fragte der besorgte Regisseur.

„Eine Magenindisposition. Ganz fürchterlich! Sagen Sie alles ab! Die Ausfahrt, das Theater, den Anschlag — und natürlich den Dankgottesdienst. Vielleicht kann die Sache morgen stattfinden. Vorausgesetzt natürlich, daß schönes Wetter ist... Adieu, lieber Freund, und grüßen Sie mir die charmante Eva Eras!“

Bianchini wankte gebrochen hinaus und jagte alles ab.

Punkt 8 Uhr rasten die Kolporteurs durch die Straßen und heulten mit ihrer ganzen Lungenkraft:

„Mißlungener Anschlag auf den Diktator!“

„Extraausgabe! Extraausgabe! Extraausgabe!“

„Der Dankgottesdienst auf der Straße!“

„Extraausgabe! Extraausgabe! Extraausgabe!“

„Zum drittenmal mißlingt ein Anschlag auf den Ministerpräsidenten! Der Attentäter entkommen!“

Und auf den druckfeuchten Blättern prangte in balkengroßen Lettern:

„... Zum drittenmal mißlingt ein Anschlag, der mich aus dem Leben schaffen, in Wahrheit aber mein Volk und mein Vaterland vernichten soll... Indem der Anschlag auf mich mißlang... Indem Gott mich vor einem schmachtvollen Untergang bewahrte... Vivat!“

Die weil sich der Diktator in Bauchkrämpfen wand.

Der Filmliebhaber.

Von Jeanne Bailhache.

Gestern habe ich zum erstenmal im Kino einen amüsanten — statt einem heroischen — Liebhaber gesehen.

Es handelt sich nicht um einen Liebhaber, der amüsiert, weil er lächerlich ist, sondern um einen Liebhaber, der amüsiert, weil er amüsant ist! Das ist eine Seltenheit im Leben und im Film absolut neu.

Für mich ist der traditionelle Film-Liebhaber etwas Gräßliches: dieser wohlpomadierte Hübschling, dem man eine Stellung als männlicher Mannequin anbieten möchte.

Was kann man von einem Mann halten, der keine andere Sorge im Leben kennt als sein Neugeses, der vor allem versucht, seine Körperlichkeit zur Geltung zu bringen, der stets darauf bedacht ist, sich in vorteilhaften Posen zu zeigen.

Nun gar der romantische Liebhaber, der die Augen zum Himmel aufschlägt und tiefe Seufzer ausstößt; er wirkt auf mich wie ein Schlafmittel!

Ein Mann muß sehr intelligent sein, um sich erlauben zu können, verliebt zu sein, er muß sehr enge intellektuelle Beziehungen und die gleichen geistigen Interessen mit der Dame seiner Wahl haben! Und er muß noch viele andere Qualitäten besitzen!

Aber wenn er amüsant ist: Das genügt! Nicht nur, damit man ihn ertragen kann, sondern sogar, damit man seinem Besuch mit großem Vergnügen entgegengeht!

Man muß wirklich schon sehr geistreich sein, um amüsant sein zu können, wenn man verliebt ist!

Um ein amüsanter Liebhaber zu sein, muß man nicht nur Phantasie, Einbildungskraft, gute Laune haben, sondern es bedarf dazu noch tausend anderer Talente, man muß verstehen, Dummheiten mit Intelligenz vorzubringen, man muß über seine eigenen Enttäuschungen lachen können, man muß durch ein Bonmot einen Eindruck zu verwischen wissen, der dem befriedigenden Verlauf der Ereignisse schaden könnte, man muß es verstehen, ernsthaft zu sein... ohne es zu sein... während man es doch ist...

Ist es möglich, einen so charmanten Mann schlecht zu behandeln? Ist es möglich, ihm etwas übel zu nehmen, selbst wenn er einmal den

Nahmen des Höflichkeitskodex ein wenig überschreiten sollte!

Wir Frauen lieben nun einmal die amüsanten Liebhaber! Aber wie wenig verstehen uns die Filmregisseure, die uns immer den lächerlich Heroischen aufdrängen wollen.

Das Pariser Verbrechermuseum.

Wie die Pariser Polizei einen Frauenmörder entlarvte.

Das Kriminalmuseum, das die Polizeipräfektur von Paris angelegt hat, nimmt eine ganz besondere Stellung unter den Kriminal-sammlungen der Welt ein, es übertrifft sogar Londons berühmtes Schwarzes Museum von Scotland Yard. Wer Gelegenheit gehabt hat, einen Vergleich zwischen den Kriminalmuseen von Paris, London und New York zu ziehen, wird zweifellos das Pariser Museum als das bemerkenswerteste bezeichnen. In einer langen Reihe von Zimmern sind unzählige Büttinnen mit unheimlichen Erinnerungen an berühmte Verbrecher untergebracht. Hinter einer Glaswand sieht man unter anderem ein kleines Buch, das einen schwarzen Einband besitzt. Es ist das berühmte Notizbuch des Frauenmörders Landru, in dem er alle seine Liebshaftern eingetragen und genau die Beiträge aufgezeichnet hat; auch über seine Einkünfte hat der Mörder Buch geführt. Auf einem Blatt kann man z. B. lesen: „Marie Maching, Witwe, 32 Jahre alt. Nahm sie ins Odéon Theater mit. Eine Loge 50 Franken. Mittagessen im Café Dreher 35 Franken. Hat ein Vermögen von 15.000 Franken.“ Auf der anderen Buchseite steht ein schwarzes Kreuz. In einer anderen Büttine liegt eine große Wappenstein, deren Griff noch Blutflecke aufweist. Die Waffe hat einmal dem berühmten Automobilbanditen Bonnot gehört, der von einem riesigen Polizeiaufgebot in seinem Hause, wo er sich verbarricadiert hatte, belagert wurde. Er wurde tödlich verwundet in Haft genommen. In einem Glasbehälter hängt eine gewöhnliche Lederjade, die mit kleinen Kägeln versehen ist. Diese Jade wurde von dem berühmtesten Apachen Lacombe getragen. Es war unmöglich, den Apachen mit den Händen angzufassen, da die kleinen Kägeln dieser eigenartigen Rüstung die Haut verletzten. In einem großen

Spiritusglas kann man eine verjümmelte Frauenhand sehen. Sie gehörte einst der schönsten Lebendame von Paris, Madame de Martini. Eines Tages fand die Polizei im Bois de Boulogne eine zerstückelte Frauenleiche. Der des Mordes verdächtige Mann wurde verhaftet und mit der Leiche seines Opfers konfrontiert. Er wollte seine Schuld nicht gestehen. Die Polizei griff nun zu einem anderen Mittel. Am Ritter-nacht öffnete man die Tür seiner Zelle und warf dem Verhafteten die abgehauene Hand seines Opfers ins Gesicht. Diese grausige Ueber-raschung beraubte den Verbrecher seiner Widerstandskraft; er brach zusammen und legte ein vollständiges Geständnis ab. Der Besucher des Museums kann auch eine Kollektion von langen und krummen Messern betrachten, mit denen eine Madame Dumolard die Leichen ihrer Dienstmädchen zerstückelte, bevor sie ihre Opfer beraubte. Man sieht ferner einen vergifteten Dolch, mit dem eine der berühmtesten Apachen-frauen von Paris, wegen ihres goldroten Haares „Goldhelm“ genannt, ihre Rivalinnen tötete. Ein Druck auf einen Knopf im Griff genügte, um einen Tropfen augenblicklich tödendes Gift dem Opfer einzupumpfen. In einem besonderen Eckzimmer findet man die unheimliche Kollektion von mehreren hundert abgehakten Beinen. Diese Sammlung wurde in dem Keller eines Hauses, das einer Mädchenhändlerin gehörte, gefunden. Nachdem ihre Opfer ihr kein Geld mehr einbringen konnten, ermordete sie die Mädchen, braunte das Fleisch mit Salpetersäure von den Knochen und zerstückelte die Gebenne. Sie starb zwei Tage vor dem Beginn ihres Prozesses.

Ein geriffener Kapitalist.

„Ach, Herr Direktor“, sagte Herr Meier. „Sie könnten mir doch eine kleine Gehaltserhöhung geben.“

„Arbeiten Sie jowiel, Herr Meier?“

„Ja! Ja, ich arbeite wie ein Pferd.“

„Lassen Sie sehen! Das vorige Jahr hatte 366 Tage, nicht wahr?“

„Ja, gewiß.“

„Nun, Sie schlafen acht Stunden am Tage, nicht wahr?“

„Ja.“

„Das ist ein Drittel des Jahres, also 122 Tage. Weiben 244 Tage.“

„Stimmt.“
 „Acht Stunden sind Sie täglich frei, macht nochmals 122 Tage. Bleiben also 122 Tage.“
 „Zehr richtig!“
 „Sonntags arbeiten Sie gar nicht; macht 52 Tage. Bleiben also 70.“
 „Hm... ja.“
 „Sonntags arbeiten Sie nur den halben Tag, gehen 26 Tage ab und 44 bleiben übrig.“
 „Ja, ja, ja, gewiß.“
 „Vierzehn Tage Ferien hatten Sie, nicht wahr?“
 „Ja, die hatte ich!“

„Bleiben also 30 Tage; dann gibt es 9 Feiertage im Jahre, so daß bloß 21 Tage übrig bleiben.“
 „Ah, hm, hm, ja... a... aa.“
 „Fünf Tage waren Sie krank. Bleiben 16 Tage, nicht wahr?“
 „Ja... aaa.“
 „Dann haben Sie jeden Tag eine Stunde Mittagspause, zusammen 15 Tage. Also bleibt ein Tag, und das war der 1. Mai, wo Sie frei waren. Sie haben Glück, Herr Meier, daß das vorige Jahr ein Schaltjahr war, sonst hätte Ihnen noch ein Tag gefehlt!“

geschieht viele Male am Tage und in der Nacht. So läßt sich ermessen, welch ungeheurer, wahrhaft furchtbare Vernichtung all diese Falten zu Lande und zu Wasser unter unserer Vogelwelt anrichten. Tatsache ist, daß vor allem während der letzten Jahre ein starkes Abnehmen unter dem Vogelbestande beobachtet wurde. Fast alle diese kleinen Wandervogel sind fleißige Insektenfresser. Ein Paar verliert wohl an die Million Insekten während seines Sommeraufenthaltes bei uns. Jeden Herbst und jeden Frühling wird dieser gemeine Vernichtungskampf in den Ländern des Mittelmeeres gegen diese Singvögel mit brutaler Rücksichtslosigkeit betrieben. Herr Mussolini vermag offenbar. Hier ist ein Problem, mit dem sich der Völkerbund befassen sollte, denn er tut damit den Menschen und Tieren, ja der gesamten Natur, einen unschätzbaren Dienst. Phönix.

Die friedliche Revolution.

Von Max Hahel.

Herr Fürchtgott Bepult war Waffenfabrikant und erzeugte als solcher das tadellos schießende Gewehr à... na, sagen wir halt, sehr billig. Und das erklärt auch, warum Herr Bepult durch den Gewehrverkauf ein unermesslich reicher Mann wurde. Nichtsdestoweniger war Herr Bepult nicht glücklich. Denn im Nachbarlande lebte Herr Fridolin Delsweig, gleichfalls Waffenfabrikant, der das tadellos schießende Gewehr à... na, sagen wir, noch billiger erzeugte und solcherart auf dem besten Wege war, noch unermesslicher reich zu werden als Herr Fürchtgott Bepult. Diese unverschämte Konkurrenz, die sozusagen den Lebensnerv des Herrn Bepult benagte, mußte bedingt oder unbedingt aus der Welt geschafft werden, die ja einst einzig und allein für Herrn Fürchtgott Bepult geschaffen worden war. Und da Herr Delsweig die Bedingungen des Herrn Bepult als „freie Herausforderung“ nicht annahm, erklärte ihm dieser telegraphisch den Krieg und bewaffnete seine 10.000 Arbeiter mit ebenso vielen tadellos schießenden Gewehren aus der eigenen Fabrik. Und nun marschierte die Armee des Herrn Fürchtgott Bepult im Stiechschritt — trapptrapp — gegen die Leute des Herrn Fridolin Delsweig.

Dieser aber, der Herausgeforderte, hatte seinerzeit gleichfalls 10.000 Arbeiter mit ebenso vielen tadellos schießenden Gewehren aus der eigenen Fabrik wohlbewaffnet. Und während nun Herr Bepult den lieben Gott, der ihn so reich hatte werden lassen, um die gültige Andauer der väterlichen Gunst und einen recht tüchtigen Segen für seine Waffen ansuchte, tat Herr Fridolin Delsweig ganz das gleiche, wozu er noch seine engelreine Unschuld beizubringen sich als den angegriffenen Teil als besondern Gnade würdig empfand und im übrigen darauf hinwies, daß ja schon sein Name allein jede aggressive Absicht ausschloß.

Die Armeen der Herren Fürchtgott Bepult und Fridolin Delsweig zogen also unversehrt gegeneinander, und während Herr Bepult bei Gelegenheit eines Festschmauses ein Glas Sekt, Marke „Gewaltstief“, hochschwang und tiefbewegt ausrief: „O, ich kenne meine braven Jungens, sie werden alles für mich tun, sie werden sich auch totschießen lassen, wenn es sein muß“, sprach Herr Delsweig im Nachbarlande bei der gleichen Gelegenheit, indem er ein Glas Sekt, Marke „Rechtstief“, hochschwang: „O, ich kenne meine braven Jungens, wenn ich angegriffen werde, dann tun sie alles für mich und werden sie sich auch totschießen lassen, wenn es sein muß!“

Als sich nun aber die beiden wohlbewaffneten Armeen stramm gegenüberstanden und die Schlacht programmäßig hätte stattfinden sollen, traten die zwei geschäftlichsten Arbeiter aus den beiden Fronten entschlossen hervor und sagten: „Kameraden, wozu schießen? Wozu uns

totschießen? Hätten wir nicht weit mehr ein Recht, Herrn Fürchtgott Bepult, beziehungsweise Herrn Fridolin Delsweig, totzuschießen? Zumal, wenn wir bedenken, daß es dann in unseren Ländern gar keine Gewehrfabrikanten mehr gäbe?“

Zwanzigtausendfaches Bravo Ein Antrag wird zum Beschluß erhoben. Die wohlbewaffneten Armeen machen ein großartiges „Recht euch!“ und zwei Tage später sind Herrn Fridolin Delsweig, beziehungsweise Herrn Fürchtgott Bepult seitens besagter Armeen die — Gewerbebetriebe entzogen.

Doch da es gerade Winter war und Holz allerdingendst gebraucht wurde, zerschlugen die Armeen die tadellos schießenden Gewehre und heizten mit Schäften und Kolben tadellos ein. Sie brannten ganz vorzüglich und wärmten ihnen die Stuben. Sie waren zu etwas nütze.

Und was machten denn die Armeen aus den Eisenteilen? Ei, sie schmolzen sie tadellos ein und erzeugten vortreffliche Pflugscharen, die besam dann jeder umsonst, der sie gebrauchen wollte. Denn im nächsten Frühjahr sollte der freie Boden damit durchpflügt werden, damit er Samen aufnehmen und Brot wachsen könne, gutes, kraftvolles Weizenbrot für alle, um satt daran zu werden.

Massenmord der Zugvögel.

Zeit tausenden von Jahren verlassen uns die Zugvögel im Herbst und kehren pünktlich im Frühling wieder. Bei uns haben sie ihre Nester gebaut und haben unsere Herzen mit ihrem Gesang in den Gärten der Stadt, in Feld und Wald froh gestimmt.

Zu einer Zeit gingen und kamen die Zugvögel, ohne daß die Menschen ihre Nester störten. Aber je kultivierter die Menschheit wird, desto grausamer wurden auch die Gedanken. Schon seit Jahrzehnten hat sich in den Nachbarländern des Mittelmeeres und vor allem in Italien eine systematisch mit raffinierten Mitteln, wie Regen, Vogelleim, Lockvögel usw. betriebene Jagd auf Zugvögel entwickelt. Brauzebewerben sind es die kleinen Vögel, darunter Schwalben, Fliegenfänger, die für uns heute ihr rastloses Insektenfangen so überaus nützlich sind, denen dort der Fang gilt, und die zu Tausenden in den Garküchen der Italiener und anderen Mittelmeerländer verschwinden.

Die Berufsjäger haben gemerkt, daß sich die ermüdeten Tiere oft in großen Scharen auf Masten und Lanwerl der im Mittelmeer fahrenden Schiffe niederlassen. Man hat nun Spezialschiffe konstruiert, deren Masten durch viele elektrische Leitungsdrähte miteinander verbunden sind. Sobald sich genügend viel Vögel auf dem Drahtwerk niedergelassen haben, wird ein elektrischer Strom hindurchgeschickt und die kleinen Sänger fallen entseelt auf Deck nieder. Das

Die Parabel von dem Manne, der sagt, es sei zum Verzweifeln.

Von Max Hahel.

Nun trat ich eines Tages in die Handlung eines vornehmen Kaufmannes, der mich zu seinen Freunden zählt. Und er saß hoch oben in seinem Kontor, und ich bat seinen Diener, ihm mitzuteilen, daß ich, sein Freund, gekommen sei, um mich nach seiner Gesundheit und dem Geschäftsgang zu erkundigen. Denn ich hatte meinen Freund sehr lange Zeit nicht gesehen.

Und der Kaufmann kam eiligen Schrittes die Treppe herab und war sehr erfreut, mich wiederzusehen. Und er bot mir einen Sessel an, und wir setzten uns nieder, und ich fragte ihn nach seiner Gesundheit und nach dem Geschäftsgang. Und er begann zu klagen und jagte, daß es ihm schlecht gehe, und daß das Geschäft noch schlechter gehe. Ja, und er sagte, daß sich alles, Stadt und Land, gegen ihn verschworen habe, um ihn zugrunde zu richten. Und daß es schon schlechte Zeiten gegeben habe, aber niemals, seit der Erschaffung der Welt, so ganz furchtbar schlechte Zeiten wie diese, und daß der weise Akiba, wenn er heute lebte, nicht mehr den Mut hätte, zu jagen: „Alles schon dagewesen!“ Ja, und mein Freund sagte mir, daß der Leviant, der Bolschewismus, vor den Toren des Landes warte, um es in Besitz zu nehmen, und daß die Anarchie in der Stadt in den Kulissen stehe, um, wenn ihr Stichwort fällt, mit aller vernichtender Gewalt aufzutreten. Und daß es zum Verzweifeln sei. Und daß die Republik an allem schuld sei.

Aber während mein Freund die ganze Fahrt seiner Beilage vor mir ausschüttete, trat ein feingekleideter Kunde mit einer Dame in das Geschäft und sah sich verschiedene Dinge an, die in Vitrinen standen. Denn mein Freund erzeugt die feinsten Glaswaren Europas. Und ich unterbrach meinen Freund und sagte ihm: „Siehe, dort ist ein Kunde und er will etwas kaufen! Gehe hin und bediene ihn!“

Aber mein Freund sagte: „Dazu habe ich meine Leute!“

Und er rief eine seiner Verkäuferinnen an. Aber diese sah an einem Pult und sprach gelegentlich mit einem Diener des Hauses, so daß sie den Ruf meines Freundes nicht hörte. Und ich sah, wie der Fremde dem Ausgang des Ladens zustrebte, gleich als ob er fortgehen wollte, weil sich niemand um ihn kümmerte. Und ich ermahnte meinen Freund zum zweiten Male und sagte ihm:

„Siehe, dieser Mann will fortgehen, weil sich kein Mensch in dem Laden um ihn kümmert!“ Aber indem ich dies sagte, hatte der Kunde das Geschäft schon verlassen und die Türe hinter sich zugemacht.

Und es schmerzte mich, daß er fortgegangen

war, weil ich meinem Freund ein gutes Geschäft gewünscht hätte. Und vielleicht war dieser Kunde der Sekretär Mr. Kodefellers aus New York und vielleicht hatte er den Auftrag, in der alibekanntem Glashandlung meines Freundes die Aussteuer an Gläser für Miß Kodefeller zu kaufen.

Als mein Freund sah, daß der Kunde verschwunden war, rügte er die Verkäuferin, die seinen Ruf nicht gehört hatte, und sagte dann zu mir:

„Da siehst du, wie es ist! Es ist zum Verzweifeln!“

Und ich drückte meinem Freunde voll Verständnis die Hand. Denn es war zum Verzweifeln.

Und ich vertief meinen Freund und erwog im Geiste, was ich soeben erfahren hatte. Und der Mann, der gesagt hatte, es sei zum Verzweifeln, wurde mir zum Gleichnis aller Menschen, die sich müßiger Lage ergeben, anstatt die nächste Pflicht zu tun.

Denn es ist klüger und nützlicher, eine Stecknadel vom Boden aufzuheben und aufzubewahren als die Zeit für die eigene Unfähigkeit verantwortlich zu machen.

Was mancher nicht weiß.

Ein Eulenspiegel hat seinen Namen nicht, wie vielfach angenommen wird, von einer Eule und einem Spiegel. „Eule“ hieß früher — und heißt in einigen Gegenden Nordwestdeutschlands noch heute — ein kleiner Handbejen, und Spiegel wird (zum Beispiel beim Bild) der hintere und untere Teil des Rückens genannt. „Eulenspiegel“ bedeutet also wörtlich „Bej“ mit den Rücken“ oder noch deutlicher, wie das vielzitierte Wort aus „Gök von Perfidungen“.

Das Riesen-Rängerkuh kann aus dem Stand einen zehn Meter weiten Sprung machen.

Frauen atmen schneller als Männer und alte Leute schneller als junge.

Der erste gedruckte Kalender wurde 1439 durch Professor Johann de Samundia verfaßt.

Das Kriegsmuseum in Paris enthält 110.000 Bücher, die vom Kriege handeln.

In Alaska wurden 1902 1200 Reentiere eingeführt; diese Tiere haben sich inzwischen auf etwa 50.000 Stück vermehrt.

Die Bevölkerung der Erde verdoppelt sich in 250 Jahren, wenn man den derzeitigen sich ergebenden Bevölkerungszuwachs zugrunde legt.

Das Bratenholz, aus dem die Feisen gedreht werden, stammt von einem Heidekraut, das sehr viel in den Pyrenäen wächst.

Das Leningrader Museum, „Die Eremitage“, besitzt unter anderen unschätzbaren Kunstschätzen 42 Gemälde von Rembrandt, dem berühmten holländischen Maler und Radierer.

Gedanken-Splitter.

— Die Welt ist ein großer Viehstall, der nicht so leicht wie der des Augias gereinigt werden kann, weil, während gefegt wird, die Dämonen stets drin bleiben und immer neuen Mist anhäufen.“

Aus Heinrich Heine „Gedanken und Einfälle“.

Es ist kein Glück denkbar, wenn wir es nicht in dem solidariischen Glück der ewigen gemeinsamen Arbeit suchen. Und daher möchte ich, daß endlich die Religion der Arbeit zur Menschheitsreligion werde, daß wir Hosianna singen der erlösenden Arbeit, der einzigen Wahrheit, der höchsten Glückseligkeit, der Gesundheit, dem Frieden!

Emile Zola.

Allerlei Hausrezepte

Hohekrüfte, deren geflochtene Zitze sich setzen, braucht man nicht sofort neu flechten zu lassen. Man wäscht die Zitze mit einer aufsaltem Wege hergestellten Stärkelösung, der man eine Handvoll Soda beifügt und lasse sie in der Sonne oder am Ofen trocknen.

Deisfarbengeruch aus einem Schrank oder sonstigen Behälter beseitigt man durch Aufstellung einer flachen Schale mit Salz. Das Salz zieht den Geruch an und ist danach wegzuschütten.

Eisweiß läßt sich viel leichter zu Schnee schlagen, wenn man ihm eine geringe Portion Salz beifügt.

Weiß lackierte Möbel dürfen nie mit Lauge abgewaschen werden. Ein lauwarmes Zeifenwasser erfüllt seinen Zweck vollständig.

Gegen Durchfall helfen getrocknete Heidelbeeren. Wer die in jeder Drogerie erhältlichen Heidelbeeren im getrockneten Zustande nicht nehmen kann, mag sie kompostartig aufbereiten.

Wäscheinprengen besorgt man am praktischsten mit Hilfe einer kleinen Birkenreisente, die man zu diesem Zweck aufbewahrt.

Stodflecke entfernt man mit einer Mischung von zwei Eßlöffeln Wasser und einem Eßlöffel Wasserstoffsuperoxyd und etwas Salmiakgeist.

Allerlei.

Der Koffi frist Millionen. Von der gesamten in den Jahren 1890 bis 1923 gewonnenen Eisenproduktion sind 40 Prozent durch Verrostungen und Verwittern zugrunde gegangen. Die Unterhaltung eiserner Konstruktionen besteht vornehmlich im Koffischuss und erfordert Unsummen. Im Reichsbahn-Direktionsbezirk Berlin wurden nur für Brückenansprüche im Jahre 1925 rund 115.000 Kilogramm Farben gebraucht. Die Unterhaltung aller bei der Reichsbahn vorhandenen Eisenmengen erfordert pro Jahr und Tonne 32,30 Mark, insgesamt 48,5 Millionen Mark. Man sieht daraus, von welcher ungeheurer volkswirtschaftlicher Bedeutung die Erfindung billiger, nichtrostender Eisenarten wäre und welchen Wert steinerne Brücken besitzen.

Heiraten oder nicht heiraten? Das ist hier die Frage. Ein bekannter französischer Irrenarzt, der auch im Ausland großen Ruf genießt, erhielt kürzlich den Besuch englischer Kollegen, denen er die bemerkenswertesten Fälle in seiner Klinik zeigte. Während des Rundganges kamen die Herren in ein Zimmer, in dem ein Patient mit allen Anzeichen schwerer Melancholie vor sich hinbrütete, unfähig, sich zu irgend einer Beschäftigung aufzuraffen. „Er hat einst ein junges Mädchen geliebt“, erklärte der Arzt, „die Eltern des Mädchens verweigerten jedoch die Einwilligung zu dieser Ehe. Der junge Mann nahm sich das so zu Herzen, daß er unheilbar tiefsinnig wurde. Er ist aber völlig harmlos und ungefährlich.“ Zum Schluß der Besichtigung führte der Chef der Klinik seine Besucher in eine der Gummizellen, in denen die Töblichstigen untergebracht werden. Sie betreten die Zelle eines der gefährlichsten Irren. Er heulte, fleuchte die Zähne und schlug mit den Fäusten gegen die Wände. Erklärend wandte sich der Arzt an seine Kollegen: „Dieser tollkühnere Mann, meine Herren, hat jenes junge Mädchen geheiratet.“

Der rote flammende Diamant. Auf den Sichtenberg'schen Diamantfeldern in Südafrika ist vor einiger Zeit ein Diamant von roter Farbe und von einem Gewicht von 18½ Karat

gefunden worden. Dieser Stein ist jetzt in Amsterdam geschliffen worden und wiegt nur noch 5½ Karat. Der Diamant ist von einem Glanz, daß man meint, Flammen schlugen aus ihm heraus. Sachverständige sprechen den Stein als ein Unikum von immensem Wert an.

Weiteres.

Auszüge aus den Briefen an das Wohnungsamt.

Ich bin seit fünf Jahren verheiratet, und meine Frau ist in anderen Umständen, ich frage hiermit das Wohnungsamt: muß das so sein?

Der Abort in diesem Hause ist bausfällig, wenn ich mir auf ihn lege, bin ich mit Lebensgefahr verbunden.

Daranshin habe ich mein Zimmer umgeframt, da es alle Augenblicke durch die andern zwei lief.

Ich habe eine Tochter und zwei Söhne. Wir alle sind so beschränkt, daß wir nur zwei Betten aufstellen können. In dem einen schlafen die beiden Jungen, in dem anderen ich mit meiner Tochter, was allein schon gegen das Zuchthaus ist.

Ich bin Nachwächter und verdiene 45 Mark am Tage.

Unter Freundinnen. „Dein Verlobter gefällt mir absolut nicht. Er macht zwischen dir und sich nicht den geringsten Unterschied.“ — „Glaubst du? Aber dein Bräutigam macht zwischen dir und mir keinen Unterschied.“

Unhygienisch. „Es ist unhygienisch, ein Schwein in einem Holzverschlag aufzuziehen, der in Ihrem Zimmer steht.“ — „Rächerlich, Herr Doktor, seit Jahren ist mir noch keines der Tiere krank geworden.“

Ihre Nachrichten. Der Eisenbahndamm war unterspült, der Zug ging nicht weiter, die Passagiere mußten bei einer kleinen Station aussteigen. Einer ging zu einem einsamen Gasthof auf einer Höhe. Von dem Regen durchnäßt, schüttelte er sich und sagte zu dem Kellner: „Das ist ja die reine Sintflut.“ — „Sintflut, was ist das?“ — „Na, haben Sie denn noch nichts von der Sintflut gehört, von Noah und seiner Arche?“ — „Nein, wir haben hier schon drei Tage keine Zeitung bekommen.“

Treffende Kritik. Kunstlehrer zur Malerschülerin: „Ja es ist schon so. Ihr Mädelk könnt besser malen, wenn ihr vor einem Spiegel steht, als vor einem Stück Leinwand.“

Merkwürdige Strümpfe. „Du hast ja merkwürdige Strümpfe an.“ — „Hast du sie noch niemals bemerkt?“ — „Nein.“ — „Dabei trage ich sie schon ununterbrochen seit drei Monaten.“

Wie glücklich! „Als ich in deinem Alter war“, sagte der zehnjährige Vater zu seinem sechs-jährigen Sohne, „war ich froh, wenn ich trockenes Brot zu essen hatte.“ — „Da freust du dich wohl sehr“, erwiderte der Junge, „daß du jetzt bei uns leben darfst?“

Rätsel-Ede.

Visitenartenrätsel.

Hans Heiman
Schaffner

Aus nebenstehender Karte ist durch Umstellen der einzelnen Buchstaben der Geburtsort des Herrn zu erraten.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:
Kopferhäusel: Dem Glücklichen schlägt keine Stunde.